

Hermann Unterstöger

Anglizismen erobern die deutsche Sprache – ist unsere Sprache noch zu retten?

Meine Damen und Herren,

in Bayern, wo ich herkomme, neigt man zur Wortkargheit, und wenn ich diese Stammeseigenschaft auf die Spitze treiben wollte, müsste ich mein Referat jetzt mit zwei kurzen Wörtern zu Ende bringen: mit einem Nein und mit einem Ja. Das von Herrn Hobein formulierte Thema lautet: „Anglizismen erobern die deutsche Sprache – ist unsere Sprache noch zu retten?“ Es ist dies eine ziemlich kriegerische Vorgabe, der ich ein beherztes „Nein, sie erobern uns nicht – ja, sie ist zu retten“ entgegensetze. Tatsächlich steht nämlich, bei allen unbestreitbaren Invasionserfolgen, die Eroberung des Deutschen durch die Anglizismen noch im weiten Feld, und insofern ist es um unsere Sprache auch gar nicht schlecht bestellt. Dass man ein waches Auge – noch besser: ein scharfes Ohr – haben muss, will ich indessen nicht bestreiten. Sie werden es mir bei dieser Ausgangslage hoffentlich nicht verübeln, wenn ich, Generalthema England hin oder her, im Folgenden über den Sprachwandel im allgemeinen plaudere und die Anglizismen auf den Platz verweise, der ihnen meiner Ansicht nach gebührt: auf den einer ärgerlichen Randerscheinung.

Normalerweise hält sich der Laie, wenn er, aus welchem Grund auch immer, zum Zustand der deutschen Sprache einvernommen wird, ähnlich zurück wie bei der Erörterung seines eigenen Befindens. „Geht schon“ sagt er oder „So lala“

oder „Danke der Nachfrage“. Das kann, von der Sache her, alles oder nichts heißen. Von der Intention her bedeutet es: Bin ich Jesus, oder was? Der Laie will über den Zustand des Deutschen nämlich nichts sagen, es sei denn, er gehört zur üppig gedeihenden Gattung der Sprachpessimisten. Dann freilich wird er antworten: „Das Deutsche, ach herrje, damit geht's voll in den Graben!“

Obgleich ich als Journalist tagtäglich mit der Sprache umgehe, ja die Sprache recht eigentlich mein Arbeitsgerät ist, zähle ich mich zu den Laien, und unter diesen wiederum zu den Optimisten. Wer von Ihnen ebenfalls ein optimistischer Laie ist, der kennt das Problem, dass wir diese unsere Grundeinstellung im Gespräch oft nicht hinlänglich oder gar überzeugend untermauern können und dass wir deswegen schneller, als uns lieb sein kann, in den Verdacht geraten, wir seien gedankenlos und unkritisch. Es gibt da aber einen schönen Behelf. Was mich betrifft, so beginne ich Debatten über den Zustand des Deutschen gern mit der ebenso beiläufig wie scheinheilig hingeworfenen Frage, ob mein Gesprächspartner denn die „Bienenfabel“ kenne, und wenn dieser erwartungsgemäß verneint, ist der Weg frei.

Die Erörterung hat das Ziel, der Rede vom Sprachverfall das Wasser abzugraben, und sie verläuft ungefähr so. In Bernard de Mandevilles 1705 erschienenen Pamphlet „Der murrende Bienenstock“ wird geschildert, wie in einer Gesellschaft, die aus lauter Gaunern und Tagedieben zusammengesetzt ist, dennoch alles zum Besten steht, wirtschaftlich jedenfalls – bis zu dem Tag, an dem die Strolche zur Sittsamkeit bekehrt werden. Von da an geht es bergab, und die Gemeinschaft fällt in ein zwar braves, aber auch vorzivilisatorisch dürres Leben zurück.

Von dieser vordergründig rabulistischen, hintergründig aber sehr moralischen Fabel lässt sich die Denkfigur der „Unsichtbaren Hand“ ableiten, mit der Adam Smith in seiner Arbeit über den „Wohlstand der Nationen“ operiert. Man versteht darunter ein System, in dem die durchaus eigennützigen Handlungen der Einzelnen durch eine unsichtbare Hand so gelenkt werden, dass sie am Ende einen allgemeinen Nutzen zeitigen.

Es war Rudi Keller, der dieses Muster in den Neunzigerjahren auf die Sprache übertrug, und zwar in dem Sinn, dass der Sprachwandel der unbeabsichtigte Nebeneffekt kommunikativen Handelns sei und insofern einen Sonderfall soziokultureller Evolution darstelle. Einfacher gesagt, wandelt sich die Sprache so wie ein gepflegter Rasen, durch den plötzlich ein Trampelpfad führt, obwohl dieser weder von der Parkbehörde geplant noch von den einzelnen Trampeln intendiert war. Irgendwann aber ist er da, und dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis der illegitime Pfad als regulärer Weg in den Plan des Parks eingezeichnet wird.

Kann man von einem Parkverfall sprechen? Das kommt auf den Zeitpunkt an. Solange die Leute beobachten, wie der Weg zurechtgetrampelt wird, denken sie sich: Mein Gott, wie unser schöner Park verlottert und herunterkommt! Nach Jahren aber werden sie oder ihre Kinder, vielleicht auch erst ihre Enkel, das Netz der Trampelpfade mit Wohlgefallen betrachten und sich sagen: Reizvolle Wege gibt es hier, hätte man bei der Phantasielosigkeit unserer Parkbehörde gar nicht erwartet.

Wollte man dieses Muster auf die Sprache übertragen, wäre als erstes zu fragen, wann genau das Herumtrampeln stattgefunden, also der Verfall begonnen hat. Die Antwort: allezeit. Das ist ja das Erstaunliche, Erheiternde und letztlich

auch überaus Tröstliche, dass die Klage über den Sprachverfall eine Art immerwährender Reichstag ist. Der bereits erwähnte Rudi Keller, der als Germanist an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf lehrte, hat zu diesem Teil des Themas Sprachverfall einmal folgende schöne Kernthese aufgestellt: „Was wir als Sprachverfall wahrnehmen, ist der allgegenwärtige Sprachwandel, aus der historischen Froschperspektive betrachtet. Wir beobachten die Sprache punktuell durch ein schmales Zeitfenster und erkennen in diesem begrenzten Ausschnitt notwendigerweise jede Menge Fehler und Barbarismen. Die systematischen Fehler von heute sind mit hoher Wahrscheinlichkeit die neuen Regeln von morgen.“

Man kommt sich bei Sprachwandel respektive Sprachverfall vor wie in der Geschichte vom Hasen und Igel: Wann immer der Hase ins Ziel rennt und etwas Gutes über die Sprache sagen will, hockt der Igel schon da und mault, dass es, wenn es so weitergehe, mit der deutschen Sprache ein schlimmes Ende nehmen werde. Um stellvertretend einen der grimmigsten Igel zu Wort kommen zu lassen, so sei hier Heinrich von Treitschke mit einem Wort zitiert, das auch Eduard Engel an den Beginn seiner bei aller Haarspalterei groß empfundenen „Deutschen Stilkunst“ von 1911 setzt: „Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechts gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen. Ja selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts versündigten sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen. – Die heutigen Barbarismen entspringen der Missachtung, einer Rohheit des Gemüts, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet.“

Treitschke hat das um 1870 herum gesagt, es könnte aber auch erst gestern aus der Chefetage des in Dortmund ansässigen

„Vereins Deutsche Sprache“ gekommen sein. Sieht man sich die Tirade, der man hundert ähnliche zur Seite stellen könnte, etwas genauer an, kommt man schnell auf ein Charakteristikum des Sprachverfall-Rituals: Gerügt wird nie die Sprache als solche, sondern ihre Sprecher. Der Verfall ist demnach nichts der Sprache Innewohnendes, auch kein undurchschaubares Fatum. Er ist vielmehr ein Tort, welcher der Muttersprache – der Mutter Sprache, wenn man so will – von ihren missratenen Kindern angetan wird. Wobei auch hier wieder etwas sehr Typisches festzustellen ist: Sprachkritik ist in den allermeisten Fällen Fremdkritik, also Kritik am Sprachgebrauch der anderen. Oder haben Sie schon mal jemanden sagen gehört: „Was für ein verwahrlostes Deutsch schreibe ich doch im Vergleich zu meinen Großeltern“? Na, sehen Sie!

Bei der Betrachtung der Anglizismen liegt es nahe, einen Blick in die Geschichte zu tun und sich in Zeiten umzusehen, da das Französische drauf und dran war, das Deutsche zu erobern, es zumindest mit Gallizismen so zu durchsetzen, dass kein Wohlmeinender dabei ungerührt zusehen konnte. Wie wir heute wissen, ist von dieser Okkupationsbewegung fast nichts geblieben, und ich maße mir nicht an zu beurteilen, ob das den Abwehrmaßnahmen der Sprachreiniger zu danken ist oder der Selbsterhaltungs- beziehungsweise Selbstreinigungskraft des Deutschen. Die Besserwisser und Gschafthuber abgerechnet, waren es redliche Leute, die sich damals für die Muttersprache ins Zeug legten, und wenn uns einzelne ihrer aufgeregten Aktionen jetzt auch komisch vorkommen, so wäre es unbillig, sich über sie in toto lustig zu machen. Manche ihrer Wortschöpfungen haben bis heute Bestand, den Rest hat der Wind der Zeit so gründlich verweht wie den französelnden Unfug, gegen den sie angetreten waren.

Im Faltblatt zu dieser Vortragsreihe ist zu lesen, dass ich der Gelassenheit das Wort reden wolle. Das ist richtig, und da man sich auch bei solchen Vorhaben gern auf Kapazitäten stützt, will ich diejenigen unter Ihnen, die den Aufsatz noch nicht kennen, auf Gottfried Wilhelm Leibnizens „Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ hinweisen. Der kleine Traktat ist 1697 entstanden und besticht durch die ruhige Souveränität, mit der Leibniz das Thema abhandelt. Man sollte sich, schreibt er, zwar befleißigen, „das Französische nicht an des Deutschen Stelle zu setzen, wenn das Deutsche ebenso gut, wo nicht besser“ ist. Man sollte aber auch den Vorteil sehen, der daraus erwachse, „dass man das deutsche Wort mit dem fremden versetzte und eines zu des anderen Erklärung brauchte“. Überhaupt hält es der große Mann für klug, „dem einbrechenden Sturm der fremden Worte sich nicht zwar gänzlich, was vergebens wäre, doch gleichsam lavierend zu widersetzen, bis solcher Sturm vorüber und überwunden.“ Wer dünke da nicht an Bert Brechts Gedicht über die Entstehung des Buches Tao Te King, in dem es heißt, „dass das weiche Wasser in Bewegung / mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt“.

Ich habe eben den „Verein Deutsche Sprache“ erwähnt. Manche unter Ihnen werden ihn kennen und aus dieser Kenntnis heraus wissen, dass eines seiner Hauptgefechtsfelder das gegen die Anglizismen ist. Wenn mich nicht alles täuscht, hat er die Bezeichnung „Denglisch“ erfunden, mit der die deutsch-englische Sprachvermischung benannt und stigmatisiert werden soll. Dass er damit einen Volltreffer gelandet hat, ist nicht zu bestreiten, wie ja überhaupt sein Rumoren von einer verunsicherten, oft auch verängstigten Sprachgemeinschaft mit dankbarer Genugtuung wahrgenommen wird: Endlich jemand, der den Finger in die

Wunde legt! Wie genau der Verein sein Ohr am Volk hat, sieht man daran, dass die Angst vor der englisch-amerikanischen Überfremdung sehr viele Leute umtreibt. Ich könnte Ihnen einen Berg entsprechender Leserbriefe vorlegen. Erst kürzlich schrieb mir ein vergleichsweise bekannter Mann, dass auch das grassierende Wort *geföhlt* nichts als ein Anglizismus sei, genauer gesagt ein Anglotrojanismus, also ein verkappter Eindringling wie das aus *not really* entstandene *nicht wirklich*. „Offenbar“, fuhr der Mann fort, „schleppen unsere muttersprachlich entwöhnten Reporter und schwache Übersetzer diese scheindeutschen Bedeutungen ein, die unbewußt als ungewohnte Neuerungen empfunden werden und daher bald als ‚geföhlt‘ hochmoderne Sprache grassieren, aber bloß plumpe Doinglish sind.“ Beachten Sie bitte das „Doing“ in „Doinglish“. Das ist der Klang, der entsteht, wenn man die Bratpfanne über den Schädel gezogen bekommt.

Wenn Sie nun den Eindruck gewinnen, ich wollte mit dem „Verein Deutsche Sprache“ ein Hühnchen rupfen, so täuschen Sie sich. Der VDS ist nämlich im praktischen Leben wesentlich sachlicher als in seinen oft sehr grellen Pressemitteilungen. Um das zu veranschaulichen, greife ich zu dem Werk, das auch unserem Thema am nächsten steht: zum „Anglizismen-Index“. Das klingt zunächst verdächtig nach schwerster geistiger Zensur, nach dem „Index Librorum Prohibitorum“ der Katholischen Kirche, der all die Bücher führte, für deren Lektüre man schlimmstenfalls der Exkommunikation verfiel. Nichts davon beim Anglizismen-Index. Er ist von wohlthuender Ausgewogenheit, weil er nicht von vornherein verdammt, sondern die Anglizismen in drei Gruppen einteilt – in Güteklassen, wenn man so will.

Bei der Gruppe 1 handelt es sich um die „ergänzenden“ Anglizismen, um Wörter also, die das Deutsche ergänzen und darin bereits heimisch sind, auch wenn sie nicht in jeder Hinsicht den deutschen Sprachregeln entsprechen. Bei diesen Wörtern muss man nicht nach einer deutschen Entsprechung suchen. Ein paar Beispiele: *catchen* für *schauringen*, *Disco* für *Tanzlokal*, *Jeans* für *Nietenhose* oder *Trend* für *Entwicklung*, *Tendenz*, *Neigung*.

Bei der Gruppe 2 wird es schon etwas diffiziler. Die hier erfassten Anglizismen werden als „differenzierend“ eingeschätzt, das heißt, sie gelten als Übergangslösung, bis sich entweder eine bereits existierende deutsche Entsprechung durchgesetzt hat oder bis eine Neuprägung es schafft, den Anglizismus zu verdrängen. In dieser Kategorie finden wie den *evergreen* alias *Dauerbrenner*, den *jet lag* alias *Zeithänger* oder *Zeitzonekater* und den *shareholder value* alias *Aktionärsnutzen*. Das Problem dürfte in vielen Fällen die Neuprägung eines deutschen Wortes sein, das kräftig und handlich genug ist, um sich gegen den Eindringling zu behaupten. Ein Begriff wie *Prallkissen* statt *air bag* wird es ähnlich schwer haben wie seinerzeit Philipp von Zesens Eindeutschungsvorschläge, etwa *Krautbeschreiber* für *Botaniker*, *Jungfernzwinger* für *Nonnenkloster* oder, bekanntestes Beispiel, *Gesichtserker* für *Nase*. Man hat Zesen derethalben viel verlacht, vergisst dabei aber, dass der umtriebige Mann der deutschen Sprache Bleibendes hinterlassen hat: *Gesichtskreis* statt *Horizont* oder *Vollmacht* statt *Plenipotenz*.

Damit zur Gruppe 3, der mit 80 Prozent der 6800 Anglizismen weitaus größten Gruppe. Die Index-Leute nennen die darin gesammelten Wörter „verdrängende“ Anglizismen, weil jeder von ihnen „ein bedeutungsgleiches deutsches Wort oder gar

Wortfeld verdrängt oder verdrängen kann, die Verständigung unnötig erschwert und deshalb überflüssig ist oder einen deutschen Ausdruck überflüssig zu machen droht“. Dass sich hier eine Menge Ärgernisse findet, ist klar, doch habe ich bei Durchsicht des Buches den Eindruck gewonnen, dass man auch den Teufel gehörig an die Wand malen wollte. Natürlich hat sich das *Recycling* so fest eingenistet, dass die *Wiederverwertung* aus dem Schatten kaum herauskommt, und auch der *elektronische Briefkasten* hat gegen die *mailbox* keine realistische Chance. Es wird mir jedoch keiner einreden, dass die *Leichtathletik* durch *track and field* oder der *Kranausleger* durch *derrick* verdrängt worden ist oder demnächst verdrängt wird. Freilich kann man die Augen nicht davor verschließen, dass die Fachjargons mancher Branchen schon bis zur Unkenntlichkeit von englischen Termini überwuchert sind.

Die Masse des Fragwürdigen ist, wie erwähnt, ärgerlich und einschüchternd. Man sollte aber auch nicht übersehen, dass es nur ein vergleichsweise kleiner Teil der deutschen Sprachgemeinschaft ist, der sich auf affige Art und Weise ans Englische anwanzt. Der Großteil der Deutschen verwendet im täglichen Sprachgebrauch keine 5 Prozent aus diesem Sortiment, und wenn er sich vom exotisch verlockenden Beispiel der Affen nicht anstecken lässt, ist die Gefahr der Überfremdung fürs Deutsche gering. Dass die Sprache sich ändert respektive von ihren Sprechern, den *Usern*, verändert wird, ist eine Tatsache und ein fortlaufender Prozess, seit es Sprachen gibt. Ich bin mir nicht sicher, ob man die Sprache mit einem Organismus vergleichen darf. Dessen ungeachtet bin ich davon überzeugt, dass Sprachen mit großem Appetit alles Mögliche in sich schlingen, was von Nachbarsprachen kommt. Mögen sie sich auch manchmal den Magen daran verderben, so ist ihr Verdauungsapparat doch in einem so

guten Zustand, dass sie nur das Zutragliche für sich behalten und den Rest nach gutem Organismusbrauch ausscheiden.

Reicht die Zeit noch für etwas anderes? Rohheit des Gemüts, sagt Treitschke, wir erinnern uns. Wollte man im heutigen Deutsch so eine Rohheit namhaft machen, könnte man auf die mittlerweile schon ziemlich alte Geschichte mit *denn* und *weil* zurückgreifen, genauer gesagt auf die falsche Verwendung der Konjunktion *weil* in Sätzen wie diesem: *Ich kann den Auftrag nicht annehmen, weil ich habe im Moment überhaupt keine Zeit*. Jedermann weiß, dass es eigentlich *weil ich keine Zeit habe* oder *denn ich habe keine Zeit* heißen müsste, und wenn er den Satz hinschreibt, hält er sich auch an diese Regel. In der gesprochenen Sprache hat sich der Fehler freilich mittlerweile so etabliert, dass er beinahe schon regelhaft wirkt und es nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint, bis er tatsächlich in den Rang einer Regel oder wenigstens einer erlaubten Alternative erhoben wird. Um noch einmal den Park zu bemühen: Noch ist das falsch verwendete *weil* ein Trampelpfad, aber seine Aufstufung zum regulären Parkweg steht bevor.

Und in der Zwischenzeit? Nun, in der Zwischenzeit kann man die gemütsrohe Sprachgemeinschaft mit dem Hinweis auf die *Verbletztstellung* traktieren. Das ist insofern ganz lustig, als der Laie dieses Wort nicht nur nicht kennt, sondern dadurch sogar zu dem Irrglauben verleitet wird, *verbletzt* sei das Partizip Perfekt Passiv des ihm ebenfalls unbekanntes Verbs *verbletzen*, das ein wenig so klingt, als sei es der Jägersprache entnommen: den Hirsch verbletzen oder so. In Wirklichkeit bedeutet die *Verbletztstellung* nichts anderes, als dass in einem mit *weil* und ähnlichen Konjunktionen gebildeten Nebensatz das Verb an letzter Stelle steht.

Nichts wäre spannender, als endlich einmal zu erfahren, wie schwer die Sprache darunter leidet, dass mit der Verbletztstellung nach *weil* so liederlich umgegangen wird. Die Sprache selbst sagt aber überhaupt nichts, weswegen wir den Schmerz, den wir ihr bei dieser und anderen Zumutungen unterstellen, nur daran messen können, wie wir selbst ihn empfinden. Damit stehen wir aber auf einem höchst trügerischen Boden. Während nämlich der Erste sagt, dass er sich bei derartigen Verfehlungen vor Pein förmlich krümme, gibt der Zweite zu bedenken, dass es sich hier um einen vergleichbar kleinen Lapsus handle und man das Augenmerk doch bitte auf die Pest der Anglizismen richten solle. Ein Dritter wiederum macht auf schelmische Weise den *Advocatus Diaboli* und behauptet, dass eine solche Fehlstellung des Verbs im Grunde doch sehr cool sei, ja ausgesprochen sexy wirke, und der Vierte schließlich behauptet, dass er sich da keine Sekunde aufregen könne. „Weil“, sagt er, „das ist mir eh wurscht.“

Wurstigkeit ist etwas, das hierzulande wenig Ansehen genießt, schon gar nicht im Zusammenhang mit Sprachbetrachtung. Zu prüfen wäre aber, ob nicht Gelassenheit, also eine gehobenere Form der Wurstigkeit, die einzig adäquate Sicht auf Fragen des Sprachwandels ist – vorausgesetzt immer, dass man den sogenannten Sprachverfall nicht für eine Krankheit hält, sondern für ein Symptom des Sprachwandels. Diesen wiederum stellt man sich am besten vor wie den Wandel, den ein Fluss im Lauf der Jahrtausende durchmacht: wie er sich durchs Land mäandert, mal hier ein Kiesbett aufschüttet, mal dort ein Altwasser bildet, in krassen Fällen sogar aus seinem Bett tritt und sich ein neues sucht. Das lässt sich natürlich nicht eins zu eins vergleichen, aber im Idealfall wird der Fluss, unbeschadet seiner stets wechselnden Erscheinung, so schön und unschuldig bleiben wie am Tag der Schöpfung, und nichts

wäre alberner, als ihm ständig mit kritischen Kolumnen zu kommen und ihn abzumahnen: „He, Fluss, ich muss doch sehr bitten!“

Nun ist die Sprache aber kein Fluss, sondern ein Gebilde, das, auf welche Art auch immer, von den Menschen in die Welt gesetzt wurde beziehungsweise stets neu gesetzt wird. Sprache von der Art, die dem Wandel oder in Gottes Namen dem Verfall unterliegt, existiert nur dort, wo geredet oder geschrieben wird, und unter diesem Aspekt könnte man jeden, der redet oder schreibt, als einen kleinen Sprachbildner bezeichnen, als einen Handwerker an der ewigen Baustelle Sprache. Ist man aber erst so weit, fällt es auch nicht mehr schwer, diese Handwerker auf ihre Qualifikation hin abzuklopfen respektive manchen unter ihnen auf den Kopf zuzusagen, dass sie erbärmliche Pfuscher seien und besser etwas anderes trieben. Die Sprachkritiker tun das unentwegt, meistens ohne dafür über stabilere Kriterien zu verfügen als über das – allerdings bärenstarke – subjektive Gefühl, dass ihr Bild vom Bauwerk Sprache das richtige sei.

In Peter von Polenz' „Deutscher Sprachgeschichte“ sind die Motive dieser Spezies schön aufgefächert. Das reicht von der sprachkonservativen über die sprachelitäre, historische, sprachpuristische, sprachmonomane und panlinguistische bis hin zur linksradikalen Haltung, und wenn man sich die Intentionen im Detail anschaut, scheint ihnen eines gemeinsam zu sein: mangelnde Einsicht in Humboldts These, wonach Sprache, „in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, . . . etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes“ ist, kein Werk, sondern eine Tätigkeit. Im Gegensatz dazu hängen die Sprachwahrer und Wortwarte der Vorstellung an, die Sprache habe irgendwann den besten aller möglichen Zustände erreicht und könne von da an durch Neuerungen nur

noch verlieren. Es ist nicht untypisch für sie, dass sie besagtes Ideal in aller Regel dort verwirklicht sehen, wo es mit ihrem eigenen Sprachvermögen übereinstimmt.

Wenn man wie ich im Rentenalter ist und die zwei Seelen in seiner Brust nach ihrer Sprachwahrnehmung befragt, bekommt man natürlich auch zwei Antworten, und dass die nicht übereinstimmen, versteht sich – wozu wären zwei Seelen sonst gut. Die eine Seele ist erzkonservativ und macht kein Hehl aus ihrer Überzeugung, wonach die heutige Jugend weder ein funktionierendes Sprachgefühl habe noch das Glück, in Elternhaus oder Schule von diesem Makel befreit zu werden. Sie steht mit dieser Meinung in einer Front mit all den Leuten, die ihre Köpfe wiegen und sagen, die jungen Leute könnten keinen geraden Satz mehr bilden und sprächen im übrigen einen Slang, bei dem unsere Besten, von Goethe bis Thomas Mann, sich im Grabe umdrehen. Die andere Seele fühlt sich der *hilaritas animi* verpflichtet, der Heiterkeit des Geistes, was sie unter anderem zu bescheideneren Visionen befähigt. In einem dieser Gesichte sitzen Goethe, Thomas Mann und all die anderen gemütlich beisammen und hören ihre Deutschen reden. Hin und wieder verziehen sie das Gesicht, aber öfter noch nicken sie sich zu, als wollten sie sagen: Geht eigentlich ganz gut weiter.